Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 67 (1988)
Heft: 10

Artikel: Die Arbeitswelt der Literatur : kein Einlass für Arbeiterschriftsteller
Autor: Gansner, Hans Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-340642

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schaftliche Bildungs- und Kulturarbeit.
Die alte Arbeiterbewegungs-Kultur war von Optimismus und Gläubigkeit durchdrungen, die künstlerischen Ausdrucksformen waren vorwiegend allegorisch und pathetisch. Daran kann heute nicht angeknüpft werden.
Gewerkschaftliche Songgruppen unterscheiden sich von den früheren Arbeiterchören. Die Arbeiterliteratur von heute unterscheidet sich von der Arbeiterdichtung des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts.

So ergibt sich als Fazit: Die gewerkschaftlichen Songgruppen, kritische Arbeiterschriftsteller, Veranstaltungen der Ruhrfestspiele im Depot sind der Arbeiterkultur zuzurechnen. Das gilt auch für die Geschichtswerkstätten, die Veranstaltungen mit ausländischen Arbeitnehmern und alle kulturellen Bemühungen, die im Alltag der Arbeitnehmer ansetzen. Es gibt auch heute noch Arbeiterkultur, wenn auch in abgeschwächter Form und mit veränderten Gestaltungsmitteln.

[1] Dieter Dowe in: «Arbeiterkultur», hrsg. von Gerhard A. Ritter, Königstein/T. 1979, S. 140.
[2] Aufschlussreich ist, was Pastor Gerhard Wegner in Celle ermittelt hat. In seinem Buch «Kommunikationsbarrieren» beleuchtet er Unterschiede im Freizeitverhalten: «Im Arbeitermilieu verläuft privater Frohsinn so: Die Gäste sitzen um einen Tisch herum. Das Essen sowie die Getränke sammeln sich auf diesem Tisch. Über den Tisch hinweg entspinnen sich diverse Gespräche, und es ist wichtig, dass es lustig und mit Sprüchen und Frotzeleien zugeht. Harmonie ist nicht nötig, solch eine Feier kann auch im Streit enden. Es wird gerne und viel gegessen und getrunken.» Ganz anders geht es laut Wegner bei «gutbürgerlichen» Festlichkeiten zu: «Zu diesen Feiern kann schriftlich eingeladen werden. Nach kurzer Anstandspause wird Sekt gereicht, später dann zu einem Imbiss gebeten. Auffallend ist, dass man in der Regel nicht um einen Tisch herum sitzt, sondern der Eindruck entstehen kann, als würden die Gäste wie Einrichtungsgegenstände im Haus plaziert. Alles muss ohne Misstöne ablaufen.» (Nach Vorwärts, Nr. 3/1988, S. 18.)
[3] Dieter Langewiesche in: Ritter (Hrsg.), Arbeiterkultur, S. 42.
[4] Zitat nach Dowe, in: Arbeiterkultur, S. 124.
[5] Gerhard A. Ritter in: Arbeiterkultur, S. 21.
[6] Dieter Dowe in: Arbeiterkultur, S. 135.
[7] Ebenda, S. 123.
[8] Konrad Franke, Kommentar «Die wachsende Entfernung der Arbeitswelt von der Literatur», Bayrischer Rundfunk, 8. 2. 1978.
[9] Bernd Faulenbach in Heft 6 (1987) des Forschungsinstituts für Arbeiterbildung Recklinghausen, S. 38.

Keine Zukunft für lebendige Arbeit?

In zwanzig Jahren, im Jahr 2008, findet in La-Chaux-de-Fonds eine Tagung zur wirtschaftlichen Entwicklung in der Schweiz statt. Die Referentinnen und Referenten und Diskussionsteilnehmer/-innen halten Rückschau darüber, was sich im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts im Bereich der Arbeitswelt ereignet hat und welche Probleme nun, im Jahr 2008, dringlich sind. Sie erwägen, ob die wirtschaftliche, soziale und politische Lage in der Schweiz eine Umorientierung erfordert für mehr lebendige Arbeit im Spannungsfeld zwischen Machtkonzentration und Autonomie. Das Buch ist ein undoktrinärer Denkanstoss, diesseits verträumter Utopien, jenseits der blossen Fortschreibung des Bestehenden. Das Szenario haben Willy Bierter, Susanne Hagemann, René Levy, Ivars Udris, Emil Walter-Busch erarbeitet. Bearbeitet wurde es von Kathi von Däniken und visuell kommentiert von Magi Wechsler.

Keine Zukunft für lebendige Arbeit? Reihe «Arbeitswelt» Band 6, 1988, 200 Seiten, Koproduktion mit C.E. Poeschel Verlag, Stuttgart, Fr. 36.–.

Die Arbeitswelt der Literatur

Kein Einlass für Arbeiterschriftsteller

Von Hans Peter Gansner

Kürzlich schlug ich einem (Schriftsteller-)Kollegen für eine literarische Tagung das Thema «Literatur der Arbeitswelt» vor, worauf er mich zweifelnd anschaute und dann wegwerfend ausrief: «Das ist doch kein Thema mehr!» Wahrscheinlich hat er sogar recht: Obwohl selbst in seinen Anfängen unter diesem Markenzeichen auf dem Buchmarkt gehandelt, hatte er sich den schnell wechselnden Trends angepasst und liess sich nur noch ungern auf seine Anfänge als Arbeiterschriftsteller (dieses Wort sprach er selbst nur noch nasenrümpfend aus) ansprechen.
Es soll hier nicht erörtert werden, warum in diesem Bereich der Literatur, die man die schöne nennt, in den letzten Jahrzehnten Trends gemacht werden wie bei der Rocklänge: war

sie letzte Saison über dem Knie, dann rutscht der Saum diesmal bestimmt darunter. Es gilt einfach festzustellen, dass Autoren, die noch vor fünf oder zehn Jahren von Utopien, von gesellschaftlichen Problemen, von der Notwendigkeit der Emanzipation, auch der kulturellen, der arbeitenden Klasse gesprochen haben, heute jeden Quadratzentimeter ihres Dorffriedhofs zehnmal umdrehen, um ein paar Buchseiten zum Thema «Heimat» herauszuquetschen. Und wenn vor wenigen Jahren bei Lesungen und in Buchreihen Arbeitswelt-Themen einen Platz neben den mehr innerlichen, subjektiven hatten, so sind die Herren (und natürlich auch die Damen) der Literatur, die sie im engsten Sinn als die schöne verstehen, wieder bei Kerzenlicht und verschlossenen Türen in einer eigentlichen «geschlossenen Gesellschaft» unter sich.

Man «trägt Innerlichkeit»

Wir werden uns wohl daran gewöhnen müssen, dass die Lektorate dem Tross der Autorinnen und Autoren ihre Themen aufdiktieren: nach der Literatur der Arbeitswelt der Siebziger (in den Sechzigern hiess es sogar noch, o Horror für heutige, wieder empfindlich gewordene Ohren, Protestliteratur) taumeln wir nach Krise und Wende in eine neue Innerlichkeit; aber es müsste direkt ein Wunder geschehen, wenn übermorgen die Haare nicht wieder lang getragen würden. (Kürzlich erklärte ein Liedermacher, der an den grossen Anti-AKW-Demonstrationen der siebziger Jahre immer zuvorderst zu sehen war mit seiner Gitarre, er singe nur noch von Liebe...)
Immerhin kann gesagt werden, dass die Welle der Literatur der Arbeitswelt, wie sie von den Verlagen in Bewegung gesetzt worden ist – natürlich nicht ohne Druck «von unten», das versteht sich: die Gruppe 61, der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, die Gewerkschaften und Linksparteien haben da ein wenig nachgeholfen –, bleibende Namen und Werke an Land geschwemmt hat, Werke und Namen, die ohne den Genossen Trend wohl immer auf dem unergründlichen Meeresgrund der Anonymität geblieben wären.
Wenn in letzter Zeit wieder weniger neue Namen auftauchen, die keine (bildungs)bürgerliche Herkunft verraten, dann hängt das nicht zuletzt auch damit zusammen, dass ein Wort wie «Chancengleichheit» wieder häufiger in Anführungszeichen auftaucht und Verleger, Buchhändler und das geschmacksbildende Publikum, die sogenannten Meinungs-Multiplikatoren, heute im Gegenteil finden, es sei genug, die Bücherschwemme nehme überhand, man könne sich nicht mehr orientieren, zuviel sei und am falschen Ort gefördert worden und nach der Experimentierphase, der man beileibe nicht nur Schlechtes nachsagt, wolle man sich wieder vermehrt auf sichere Werte konzentrieren. Sogar in der Subventionspolitik von Bund und Kantonen wird unter dem verlockenden Slogan «Weg vom Giesskannenprinzip – hin zur gezielten Talentförderung» mit blumigen Worten einer elitären Kulturpolitik das Wort geredet, die ihresgleichen nur in den schlimmsten Phasen des kalten Krieges hatte.
Einige Namen bleiben, habe ich gesagt, und einige Werke auch, trotz allem. Aber nach der Protest- und der Arbeiterliteratur, nach der Frauen-, Behinderten- und Schwulenliteratur (auch bei der letzteren wird schon hier und dort die Nase gerümpft: tragisch, denn nach Jahrhunderten Unterdrückung wäre das Thema endlich unverstellt von Vorurteilen auf dem Tapet gewesen; da ruinieren die unerwünschten Folgen des Sex-Tourismus alles), nach all diesen doch immerhin emanzipatorisch zu nennenden Bewegungen, ist nun wieder der absolute Geniekult, der Egotrip, wie wir das als 68er nannten, in. Hatten die oben erwähnten literarischen Modewellen doch immer noch ein progressives Grund-Movens, wenn sie auch schamlos ausgebeutet wurden (man denke nur an sang- und klanglos verschwundene Buchreihen wie «die neue Frau» und ähnliche), so ist eine Tendenz zur Vereinzelung, zur Abkapselung, ja auch zum skrupellosen Konkurrenzverhalten unter den Autorinnen und Autoren heute wieder gang und gäbe.
An einer Theatertagung, die kürzlich ein paar Dutzend Schweizer Theaterautoren im gleichen Saal zusammenbrachte – was schon fast an ein Wunder grenzt –, ging keine einzige Autorin, kein einziger Autor auch nur mit einer Silbe auf ein zur Diskussion gestelltes kollektives Dramatikermodell ein. Ich muss zugeben, dass ich von der dort herrschenden Leckmich-am-Arsch-Stimmung und von der verbreiteten Morosität derart niedergedrückt war, dass auch ich wortlos dasass und die Sekunden verstreichen liess, als die Diskussion eröffnet war. Der Autor, der in monatelanger idealistischer Arbeit, ja, ich wage das Wort, dieses Modell ausgearbeitet hatte, sass bleich und reglos da, unter dem vernichtenden Lächeln einiger Kulturhaie, die ihre Ansicht wieder einmal bestätigt sahen, dass Autoren die schlimmsten Egoisten und Ellbogenkämpfer sind... Dabei gab es das doch einmal, so etwas wie «Solidarität» – ich horche dem Klang des Wortes nach wie einer lange vergessenen Melodie...

Und die Gruppe Olten?

Der Deutsche Schriftstellerverband gliederte sich in die Gewerkschaft IG Druck und Papier ein, unter Bernt Engelmann, dem kompromisslosen Präsidenten, und Günter Wallraff stellte den herkömmlichen Literaturbetrieb mit seinen ersten «Unerwünschten Reportagen» auf den Kopf. (Ja, die ersten Namen sind gefallen.) Derselbe Wallraff gründete mit Max von der Grün, einem ehemaligen Ruhrpott-Arbeiter, den Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, und Franz Xaver Kroetz, damals noch Mitglied der DKP, bestürzte in seinen unerbittlich naturalistischen Stücken mit Nachrichten aus dem tiefsten Innern des Landes Bayern, aus den dunkelsten Winkeln von Franz-Joseph-Strauss-Gau. In der Schweiz verliessen beherzte Autoren eine Versammlung des Schriftstellerverbandes, der unter der Führung des erzreaktionären Oberwallisers Maurice Zermatten stand, und gründeten im Bahnhofbuffet Olten die Schweizer Autorengruppe Olten, die als ersten Zweckparagraphen in ihren Statuten die Errichtung einer «demokratischen sozialistischen Gesellschaft» hat. (Ich bin überzeugt, dass nicht wenige Mitglieder der Gruppe Olten diesen Zweckparagraphen – wenn sie überhaupt Kenntnis von ihm haben – ehrlicherweise gar nicht unterschreiben könnten...) Eine Gruppe um Heinrich Henkel in Basel, um Bernhard Wenger, Malte Fues und Hansruedi Meier in Zürich gründeten Werkstätten Schreibender Arbeiter als Unterorganisationen (oder besser, um im 68er-Jargon zu bleiben: als Basisgruppen) des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt, der in der BRD durch den Einsatz von Günter Wallraff schnell einen Namen in literaturinteressierten Kreisen bekam.

Die Häme der bürgerlichen Kommentatoren und Kritiker liess nicht auf sich warten: «Auf dem Weg nach Bitterfeld», schrieb einer in Anspielung auf den sogenannten «Bitterfelder Weg» in der DDR, eine Mitte der sechziger Jahre erlassene Richtlinie für Autoren, in die Betriebe arbeiten zu gehen, um die Arbeitswelt konkret kennenzulernen. (Das Resultat des «Bitterfelder Weges» sollte dann zwar ziemlich ernüchternd ausfallen: «Der geteilte Himmel» von Christa Wolf ist wohl aus heutiger Sicht das geglückteste Resultat. Man kann eben nicht einfach vier Monate Glühlampen produzieren gehen und dann glauben, den grossen Glühlampenroman der Epoche schreiben zu können! Das wurde dann auch in der DDR bald eingesehen...) Günter Wallraff hat von Anfang an auf Fiktion verzichtet, weil er sich der Fragwürdigkeit bewusst war, in einen ölverschmierten blauen Anton zu schlüpfen, beruhigenderweise schon wissend, dass es nur auf Zeit ist, und dann eine «Geschichte aus der Sicht eines Arbeiters» zu schreiben.

Schreiber und Beschriebene

Anders verhält es sich mit Autorinnen und Autoren, die ihren realen Background in der Arbeitswelt hatten oder haben: sie können mit dem nötigen Wissens- und Erfahrungsfundus – und darum auch mit gutem Gewissen – auch in die Fiktion einsteigen. Viele, die als «Arbeiterschriftsteller» die Literatur der Arbeitswelt prägten, leben heute ganz in der Arbeitswelt der Literatur. Als Günter Wallraff kurz nach Erscheinen seines Bestsellers «Ganz unten», der wohl einen vorläufigen Höhepunkt in der Entwicklung seiner Methode darstellt, den sozialen Tiefpunkt betreffend, den er in der «Haut» des Türken Ali in der Bundesrepublik erreichen, dem Saal zu Wallraff auf die Tribüne und umarmte ihn unter Tränen.

Diese Episode kann als Symbol dafür verstanden werden, was Literatur der Arbeitswelt auszurichten vermag: sie weckt, wenn sie nicht bloss eine miserabilistische Beschreiberei à la Emile Zola (Les Rougon-Maquards usw.) darstellt, Gefühle der Solidarität zwischen dem Beschreibenden und dem Betroffenen. Dieser fühlt: Das ist es genau, der hat mich verstanden, ich hätte es genau so geschrieben, wenn ich es könnte... Und beim letzten Punkt möchte ich einhaken: Der Idealzustand wäre natürlich der, dass der Beschreibende und der Betroffene (ersterer nur nicht nur in einsamer heldenhafter Mission, obwohl gegen die nichts einzuwenden ist!) identisch sind. Und dafür sind die Werkstätten gedacht, die Schreibwerkstätten in der Bundesrepublik und in der Schweiz, in denen jede und jeder, ungeachtet der Tatsache, ob sie/er das Wort «Authenzität» richtig schreiben kann, das Handwerk des Formulierens lernen kann. Denn was authentisch ist und was nicht, das wissen (bis jetzt noch) jene meist besser, die keine Gelegenheit hatten, die Orthographie des Wortes zu studieren. Aber das kann sich ändern, wenn jene, die in der Arbeitswelt der Literatur zu Hause sind, sich nicht abkapseln, sondern der Literatur und den Literaten der Arbeitswelt in ihren heiligen Hallen Einlass gewähren.

Die letzte Formulierung ist absichtlich provokativ: Ist es überhaupt wünschenswert, dass Erfahrungsberichte von Betroffenen, von gewissen Medienschaffenden abschätzig als

«Lebensliteratur» bezeichnet, auf dem Markt, wo Lügen verkauft werden (Brecht), angeboten werden? Wäre es nicht vorzuziehen, die Literatur der Arbeitswelt in eigens dafür aufgebauten Verlagen, Zeitschriften und andern Distributionsformen von den Produzenten selber unter ihre Adressaten, Arbeiterinnen und Arbeiter wie sie, bringen zu lassen?

Das Versagen der Arbeiterführer

Mancher denkt jetzt wehmutsvoll an die Büchergilde Gutenberg, an die Arbeiter-Illustrierte Zeitung mit Leuten wie John Heartfield, an den Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller der dreissiger Jahre mit Autoren wie Kurt Kläber (alias Held), Hans Marchwitza u.a. mit ihren «Roten Ein-Mark-Romanen»: alles von Hitler weggefegt...

Und aber nach dem Kriege?

Die Führer der Arbeiterbewegung haben sich so sehr mit dem Parlamentarismus überbeschäftigt, dass daneben keine Zeit mehr für das «Bewusstsein» blieb, musste doch ununterbrochen aufgepasst werden, dass der Arbeitsfrieden von einer murrenden Basis nicht gebrochen wurde.
Im Gegenteil: Zuviel Wissen um die Geschichte der Niederlagen – und über diese berichtet die Literatur der Arbeitswelt (die «Arbeiterliteratur», wie es bis in die Weimarer Republik hiess) ebenso schonungslos und klarsichtig, wie über die wenigen Siege – zu viele Kenntnisse also über die eigene soziale Lage hätten wohl viele, allzuviel denkende Arbeiter («Die Arbeiterklasse erlebte dauernd Niederlagen. – Wer führte sie da hinein?») von der Burgfriedenspolitik ihrer Leader abspenstig gemacht... So wurden fahrlässig in jahrzehntelanger Freizeitarbeit aufgebaute Bildungswerke kampflos preisgegeben... Der Büchergilde Gutenberg war es zu verdanken, dass eine ganze Reihe Arbeiter- und Exilschriftsteller auch während des Faschismus weiter publizieren konnten. Wo könnte heute ein Oppositioneller noch publizieren? Ein Jakob Bührer? Ein Upton Sinclair? Ein Jack London? Ein Ignazio Silone?

Und heute?

Einverstanden: Literatur der Arbeitswelt, das ist kein Thema mehr. Die Werkstatt-Publikationen werden in den Medien nicht einmal zur Kenntnis genommen – oder dann in drei Zeilen höhnisch von akademischer Warte aus abgekanzelt. Ein Wallraff muss sich in Lebensgefahr bringen, um das aufzuschreiben, was Hunderttausende erleben, die man von jeglicher Bildung ausschliesst.
Sollen wir, soll ich «Geburtshelfer» spielen, indem ich, indem wir zumindest unser Wissen als mögliches Trittbrett für solche zur Verfügung stellen, die kein Staat, keine Familie, keine Schule fördern konnte, fördern wollte? Was heisst überhaupt «fördern»? Fördern wir mit unserer bürgerlichen Kultur im Hintergrund in eine falsche Richtung, «be-fördern» wir Menschen mit andern Inhalten, andern Bildern, andern Mythen und Traditionen in eine Bildungswelt, die fragwürdig geworden ist? Transportiere ich mit der orthodoxen Orthographie des Wortes «Athentizität» nicht auch einen Herrschaftsinhalt? Erhebe ich als Tui nicht einen Herrschaftsanspruch, der mir nicht zusteht? Ich bin seit zehn Jahren Mitglied der Werkstatt Arbeiterkultur Basel – und ich wüsste heute weniger denn je eine Antwort auf diese Fragen.

In Osteuropa ist vieles in Bewegung geraten

Reformen, Aussenhandel und Comecon

Von Peter Haber

Seit Generalsekretär Michail Gorbatschow in der Sowjetunion das Zeitalter der Perestroika eingeläutet hat, stehen fast im ganzen Ostblock die Zeichen auf Reform. Doch in den sechs europäischen Comecon-Ländern gibt es grosse Unterschiede in den Reformprogrammen – sowohl vom Tempo wie auch von der Stossrichtung her. Und auch im Comecon, der wirtschaftlichen Organisation des Ostblockes, nehmen die Spannungen zu.
Die osteuropäischen Staaten sind in einer Krise: Die Auslandverschuldung hat sich in den letzten Jahren drastisch erhöht. Nach neuesten Angaben beträgt die gesamte Auslandschuld des Ostblockes über 120 Milliarden US-Dollar. Davon entfallen alleine auf die Sowjetunion rund 37 Milliarden, auf Polen 34. Die höchste Pro-Kopf-Verschuldung hat Ungarn, das es mit 10,6 Millionen